



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Auch ein Programm aus den 99 Tagen. — So nennt sich eine Flugschrift, die man — nach ihrem Stil zu urteilen, wohl mit Recht — dem Herzog von Koburg zuschreibt, und die Licht in das Dunkel bringen will, welches die 99 Tage noch vielfach umhüllt, in denen Friedrich der Dritte die Kaiser- und Königskrone trug. Der Verfasser bezeichnet es zunächst als „Märchen,“ daß der verewigte Monarch der freisinnigen Partei überaus nahe gestanden habe und „ohne Zweifel im Begriffe gewesen sei, ihren Anschauungen endlich durch eine Regierung der Aufklärung und des entschiedenen Fortschritts gerecht zu werden.“ Dagegen habe jene Partei „intime Beziehungen“ zu Persönlichkeiten gehabt, die ihre Ansichten geteilt und zwischen ihr und dem Kaiser, die an und für sich wie zwei Pole von einander entfernt gewesen seien und „im stärksten Gegensatz“ zu einander gestanden hätten, zu vermitteln bemüht gewesen wären. Im Verkehr mit diesen Persönlichkeiten sei dann ein Programm zu Stande gekommen, dessen erster Artikel den Sturz des Reichskanzlers verlangt hätte, und an dessen Verwirklichung man nach der Thronbesteigung des Kaisers unverweilt gegangen wäre. Die Battenbergische Heiratsache, die Reise der Königin von England und die Entlassung des Herrn von Puttkamer seien drei Anläufe zur Ausführung jener nächsten Absicht der Verbündeten gewesen. Man rechnete auf „Fraktionen,“ die den Kanzler bewegen sollten, mit seinem Rücktritte zu drohen, und bemühte sich, sie herbeizuführen, verrechnete sich aber, da Fürst Bismarck pflichtbewußt und patriotisch, auch „im Falle der Not einer unbedingten Unterstützung der gesamten Bundesfürsten sicher,“ entschlossen war, in schuldiger Unterwerfung unter die neue Regierung etwaigen Veränderungen der Grundsätze bis zur äußersten möglichen Grenze nachzugeben. Der Kaiser gab übrigens in der Battenbergischen Sache dem Kanzler keinen Anlaß, um Enthebung von seinem Posten zu bitten. Die Königin von England war dem Fürsten Bismarck zwar nicht gewogen, aber die Personen am Berliner Hofe, die intime Beziehungen zu der Partei Eugen Richters unterhielten, sahen sich in der Erwartung getäuscht, sie werde sich bei ihrem Besuche in Charlottenburg in einer Weise in die preußischen Angelegenheiten mischen, die die Stellung des Kanzlers zu erschüttern und die englischen Interessen sowie die Politik der Freisinnigen zu fördern geeignet sei. Der dritte Anlauf, der sich gegen Bismarck nur mittelbar richtete, gelang insofern, als zunächst der Minister von Puttkamer von den Freisinnigen und ihren hochstehenden Bundesgenossen ins Auge gefaßt war und mit guter Kenntnis der Ansichten und des Charakters des kranken Kaisers, der großen Wert auf unbeflusste Wahlen legte, zu Falle gebracht wurde. Aber es war nur ein halber Triumph. „Nicht einmal die Genugthuung wollte, wie unsere Flugschrift etwas geheimnisvoll sagt, das Schicksal der freisinnigen Partei lassen, daß die Enthebung Puttkamers als ein ganz freier Akt der Krone hätte bezeichnet werden können. . . . Daß die vollendete Thatsache weniger ein Beweis für die Geltung der freisinnigen Partei bei Kaiser Friedrich als vielmehr ein Fingerzeig dafür war, daß seine Regierung aufgehört hatte, die Regierung des Kaisers Friedrich zu sein, ist leider dem Herren nicht bestimmt genug zu Gemüte geführt worden.“ Der Verfasser spricht hier von „Unterschiebungen“ und „einer

gelungenen Täuschung“ und fährt alsdann fort in der Entwicklung des Programms der gegen die Politik des Kanzlers verbündeten, in der er sagt: „Die Dienste, welche der Freisinn hier zu leisten hatte, sind nicht leicht zu definiren, aber sie wurden jedenfalls für Dinge in Anspruch genommen, welche im diametralen Gegensatz gegen die bisherige Politik Deutschlands standen. Daß der Freisinn also in den auswärtigen Fragen mehr den Interessen Englands und Frankreichs zu dienen berufen sein sollte, konnte ihm bei seinen »intimen Beziehungen« nicht verborgen bleiben . . . Die Annäherung, welche während der Regierung der 99 Tage zwischen Richter und Windthorst stattgefunden hat, ist bekannt. Die Welfenpartei wäre ohne Zweifel zu der Ehre gelangt, in die regierungsfähige Majorität aufgenommen zu werden. Daß der Regent von Braunschweig die Abberufungsordre erhielt, war täglich ohne Schwierigkeit durchzusetzen, und alsdann war einer Lösung der hannoverschen Frage die Bahn geebnet,“ bei der man ja nicht die Zurückgabe von ganz Hannover zu verlangen und zu bewilligen brauchte. Auch hätten sich die Führer der Freisinnigen und der Welfen als Ministerium der neuesten Alexa gewiß gern auf eine Einordnung des Welfenstaates in die bestehende Bundesverfassung eingelassen, und so wäre dem Reiche geworden, was des Reiches war, und die Verbindung der beiden Parteien hätte dem Freisinn die entsprechende Stärke verliehen, mit der er eine neue Gesetzgebung nach seinen Wünschen zu beginnen in der Lage gewesen wäre, in welcher die Wiederherstellung der Grundrechte von 1849 eine Stelle eingenommen haben würde.

So sehr diesem Programm auch die Absicht zu Grunde lag, die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutschland zu zerstören, sagt unsre Schrift weiter, bildete dies doch nur einen Teil desselben. Andre Teile gehörten zu den Vorbereitungen für die große Koalition gegen Rußland, die England nach dem Tode Kaiser Wilhelms zu bilden vor hatte, und in der das Deutsche Reich eine Hauptrolle spielen, Frankreich aber nicht ausgeschlossen sein, also mit Deutschland vorher versöhnt werden sollte. In welcher Weise der von England gewünschte Friedenszustand zwischen den beiden Nachbarländern herbeigeführt werden sollte, wenn der Fürst Bismarck gestürzt wäre, darüber hat sich ein genauer Kenner dieses Planes in den Tagen des Unmuts, als dieser mit dem Ableben Kaiser Friedrichs zerronnen war, ausgesprochen. In einer Unterredung, welche dieser Mann (der Prinz von Wales scheint gemeint) unter dem Geläute der Trauerglocken mit einem deutschen Politiker hatte, wurde unter anderm auch von den Aussichten gesprochen, die das Deutsche Reich hätte, den Frieden erhalten zu sehen. Als nun der Deutsche (vielleicht unser Verfasser selbst, der Oheim des Prinzen) dem Fremden gegenüber die ernstesten Absichten des Reichskanzlers und des neuen Kaisers ganz im Sinne des Großvaters betonte, platzte der Engländer mit den Worten heraus: „Was wollen Sie nur in Deutschland mit dem beständigen Gerede von europäischem Frieden, der nie möglich sein wird, so lange Sie Elsaß-Lothringen besitzen und nicht herausgeben wollen! . . . Wenn Deutschland sich in solcher Weise mit Frankreich vertragen hätte, und nun im Stande wäre, den von Rußland nicht mehr abgelehnten Krieg mit ganzer Kraft für den treuen englischen Verbündeten zu führen, dann werde, so meinten diese Politiker und Politikerinnen, es möglich sein, den barbarischen Rivalen Englands in Asien und Europa ein für allemal aus dem Felde zu schlagen . . . Es war bei dieser gleichsam idealen Einheit zwischen dem, was England wollte, und dem was Deutschland sollte, nicht auf den Abschluß besondrerer Verträge abgesehen; denn der Einklang aller englischen und deutschen Interessen war feststehende Voraussetzung in England und bei seinen Freunden

und Freundinnen in Berlin, und seit Jahrzehnten war man in diesen Kreisen überzeugt, daß er zum Ausdruck kommen müsse, sobald Kaiser Wilhelm die Augen geschlossen hätte . . . Die Wogen der Konspiration, welche dieses unerhörteste Programm verwirklichen sollte, hatte Fürst Bismarck wohl herankommen sehen, als er beim Tode des Kaisers Wilhelm sich gerüstet hatte, das Reich vor dem Schiffbruche zu retten. Es war daher richtig gerechnet, als man zunächst versuchte, ihn vom Steuer zu verdrängen. Das Weitere würde sich gefunden haben. Die Preisgebung Braunschweigs und eines schönen Teils Hannovers sollte eine hinreichend starke Partei im Innern schaffen, durch welche Reichstag und Landtag sich beherrschen ließen. Der Friede mit Frankreich sollte durch Abtretung deutscher Provinzen erkauft werden. Die englisch-deutsche Allianz krönte zuletzt mit dem erwähnten russischen Kriege im alleinigen Interesse Englands das herrliche Werk . . . Nachdem Deutschland die Knochen des pommerischen Grenadiers auf den verschiedenen Schlachtfeldern der Türkei und anderwärts begraben hätte, wäre ihm gestattet gewesen, unter den Zweigen der englischen weltbeschattenden und die Welt aussehenden Eiche frei und vergnügt über die diesseitigen und jenseitigen Dinge zu philosophiren, wie es der Nation der Denker geziemt . . . Das war das Programm, welches dicht vor der Verwirklichung stand und auch verwirklicht worden wäre. Es stand seit langer Zeit fest und war fertig, als Kaiser Friedrich dem Reichskanzler seine Thronproklamation übergab, es war vorhanden, obwohl es der Kaiser selbst am wenigsten kannte . . . Es wurde mit solchem Fanatismus verfochten, daß man vor keinem Schritte zurückschreckte. Um des Programms willen durfte der Kaiser keine Krankheit haben, welche seine dauernde Behinderung in der Regierung beweisen konnte. Um des Programms willen waren die Aerzte untauglich, welche sich anheischig machten, das Leben zu retten, ohne die Regierungsbehinderung zu beseitigen. Um des Programms willen durfte von keiner Regentschaft, ja nicht einmal von einer richtigen Stellvertretung die Rede sein."

So im Auszug unsrer Flugschrift. Wir haben dabei nach Möglichkeit gemildert und die stärksten Ausdrücke verschwiegen. Und nun kurz unsre Stellung zu der Betrachtung. Maßgeblich oder unmaßgeblich? Wir denken, der Inhalt verdient jedenfalls Beachtung, auch wenn er manchen nicht gerade viel Neues bieten und nicht durchaus glaubwürdig vorkommen sollte, was namentlich von dem „stärksten Gegensatz“ gilt, in welchem der verewigte Kaiser zu den Velleitäten des Freisinns gestanden haben soll. Der Superlativ ist hier doch nicht recht mit den geschichtlichen Thatsachen zu vereinigen.

Naturforschung und Schule. Gegen den bekannten, vielbesprochenen Vortrag Preyers hat neuerdings Professor Waihinger in Halle eine Schrift gerichtet.*) Sie wird vielen Beifall finden und hat schon die Aufmerksamkeit berufener Staatsmänner auf sich gezogen. Die Gymnasien sind in den letzten Jahren vielfach groben Angriffen ausgesetzt gewesen, der erstaunlichste Angriff war wohl der von Preyer, dem Jenischen Naturforscher, der auf seinem eignen Gebiete einen guten Namen hat und nun auch als Reformator der höhern Schulen dem Vaterlande nützen wollte. Seine Ansicht wird eifrig ausgebeutet von dem Rößter-Langeschen Verein für Schulreform, dem die Männer der Realgymnasien und viele Nichtpädagogen angehören. Nun erhebt sich Waihinger gegen diese dem Gymnasium so

*) Naturforschung und Schule. Eine Zurückweisung der Angriffe Preyers auf das Gymnasium vom Standpunkte der Entwicklungslehre. Köln und Leipzig, Ahn, 1889.

ungünstige Strömung und will im Gegenteil von demselben naturwissenschaftlichen Boden aus zeigen, daß das Gymnasium allein dem richtigen Entwicklungsprinzip, das die moderne Wissenschaft allgemein anerkenne, genügen könne.

Diese Begründung ist eigentümlich und in dieser Anwendung neu, wie viele Anklänge in bisherigen Schriften von Pädagogen, Theologen, Dichtern u. s. w. Baihinger auch in den gelehrten Anmerkungen anführen mag. Die Seite der Entwicklungslehre, auf die sich der Verfasser überall stützt, ist das Gesetz vom „Parallelismus der ontogenetischen und der phylogenetischen Entwicklung,“ das er so erläutert: die Entwicklung jedes einzelnen, organischen Wesens wiederhole in kurzen Zügen die ganze Formenreihe, die die Vorfahren des betreffenden Individuums von dem Ursprunge ihres Stammes an durchlaufen haben. Das ist, wie es scheint, den Spezialforschern ein völlig verständliches Gesetz. Wir haben es auf embryonalem Gebiete öfters betonen hören. Was es auf dem geistigen Gebiete und speziell auf pädagogischem bedeuten soll, darüber fehlt es uns durchaus an hinreichender Klarheit.

Es ist zwar Mode geworden, in der Pädagogik von körperlicher Erziehung zu handeln, und man könnte so auf den Gedanken geraten, in der Pädagogik sei die Physiologie z. B. ein integrierender Bestandteil. Baihinger beruft sich bei der Empfehlung der physiologischen Pädagogik unter anderm auf Fauths physiologisch ausgestaltete Lehre vom Gedächtnis, aber er so wenig wie andre kann nachweisen, was durch diese hübsche Schrift dem Pädagogen genützt worden ist. Wir denken darum nicht, daß der weitere Entwicklungsgang der Physiologie nichts für die Erziehungswissenschaft leisten könne. Wenn es aber dahin einmal kommt, so wird es Sache der Geisteswissenschaft sein, diese Leistung für die Pädagogik zu verwerten.

Die körperliche Erziehung ist kein Teil der Pädagogik, wenn man genau redet; sie kommt nur bei der Bildung der Akrobaten und Gymnastiker vor. Die Pädagogik kennt nur als ein wichtiges, außer ihr liegendes Gebiet eine Körperpflege, die sie aus praktischen Gründen den Lehrern mit ans Herz legt, die aber ebenso wenig ein Teil von ihr ist wie die Diätetik, die in ähnlicher Weise der Erziehung das tüchtige, kraftvoll organisierte Individuum darbietet.

Man könnte das für einen Wortstreit ansehen. Aber man würde die ange-deutete Abwehr jener physischen Erziehungslehre doch zu leicht nehmen. Gewiß müssen sich zur Herstellung eines gedeihlichen Schulwesens in der Wirklichkeit Bauverständige, Naturkundige, Mediziner u. s. w. mit den Pädagogen zusammethun, aber das geht wohl die Pädagogen, aber nicht die Pädagogik an. Nicht bloß, weil wir uns der Teilung der Arbeit ebenso gut erfreuen wollen wie die andern Gebiete der Forschung, sondern auch, weil wir nach altmodischer Ansicht noch immer die geistige Seite im Menschen für etwas andres halten als die physische. Wenn also die Naturforschung wirklich für die physische Seite des Menschen feststellt, die Entwicklung jedes Individuums wiederhole in abgekürzter Weise die Entwicklung der Ahnenreihe, so ist das ganz interessant; wenn man aber hinzufügt, die geistige Entwicklung mache es ebenso und darum müsse man die klassischen Sprachen treiben, so kann man dieser letzten Forderung sehr lebhaft zustimmen, aber die Begründung möglicherweise ebenso lebhaft zurückweisen. In dieser Lage sind wir. Und weil Baihinger eine „Wolke von Zeugen“ in den Anmerkungen seiner Schrift beibringt, die die Betreibung der klassischen Studien für eine unentbehrliche nationale Sache und eine Art Pflicht der Kulturpolitik ansehen, so möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die vielen großen Männer, die im Ergebnis mit ihm übereinstimmen, nicht die phylogenetischen Gründe der Natur-

forschung dafür benutzen, sondern ganz andre, zum Teil auch ganz von Gründen absehen. Und umgekehrt, wo einmal ein naturwissenschaftlicher Systematiker und Philosoph, wie August Comte, darauf kommt, daß das Individuum doit essentiellement reproduire l'éducation de l'espèce, zieht er durchaus nicht eine Folgerung, die für die klassischen Gymnasien eine Bedeutung hätte, sondern er folgert, daß — um seinen Jargon zu verwenden — die Individuen das theologische, metaphysische und das positive Stadium der Auffassung nacheinander durchmachen müssen. An dieser Folgerung ist etwas wahres, aber es hat diese Reihe nichts zu thun mit der Reihe Baihingers: 1. griechisch-römische Kultur, 2. Christentum, 3. neuere Naturwissenschaft und Litteratur, einer Reihe, der wir sehr zugethan sind.

Baihinger macht auch Versuche, nachzuweisen, daß der Knabe wirklich und thatsächlich einen so naturgemäßen Gang seiner Entwicklung erstrebe; wie ihm z. B. zuerst die „Märchenstufe“ zusage, die verschiedenartige Handwerksarbeit des Naturmenschen ihn reize u. s. w. Dann soll das Interesse an der Vergangenheit erwachen, insbesondre an den Zuständen der Patriarchenzeit, mit der auch die Anhänger Zillers viel umgehen. Dann soll sich die Lust am Kampfe aus der wachsenden Körperkraft entwickeln; so komme der Knabe zu Helden wie Odysseus, auch zu Romulus und Remus, Brutus, Mucius Scävola u. s. w. Dann soll der Knabe verlangen, auch die Sprache seiner bewunderten Helden zu lernen. Das ist naiv, die Realgymnasiallehrer werden uns beneiden, daß unsre Schüler sich so nach dem Griechischen, wenigstens nach homerischer Sprache, sehnen. Wie leicht muß uns dann unser Amt werden! Und wie schön ist es, daß normal gebildeten Knaben künftig nicht mehr die ciceronianische Sprache, dieses zum Teil raffinierte und überkultivierte Latein von uns erlernen wollen, sondern die vorplautinische Latinität, die den bewunderten alten Römern noch verständlich war. Man liest sehr gern die Seiten 17 und 18 unsrer Schrift, wo diese optimistischen Skizzen der normalen Entwicklung stehen, besonders wenn man gelernt hat, von der grauen Wirklichkeit eine Weile abzusehen. Aber lange hält man sich in diesen schönen Regionen nicht auf. Die Wirklichkeit ist zu mächtig.

Auch der Verfasser berücksichtigt im Vorwort, daß, wie die meisten komplizirtern Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens einer Störung durch andre Prinzipien anheimfallen, so auch sein Prinzip durch andre Prinzipien durchkreuzt werde. Da man nicht in einem Vortrag alles sagen kann, übergeht er die Änderungen, die sein Grundgesetz in der Wirklichkeit erleiden muß, ebenso hält er sich nicht mit der Begründung der Reformen auf, durch die er das Gymnasium noch vollkommener machen will. Auch wir verweilen dabei nicht länger, sondern bemerken nur, daß eine dieser Reformen, der Wegfall des lateinischen Aufsatzes, alle Aussicht hat, in nicht zu langer Zeit verwirklicht zu werden, nicht weil man die württembergischen Gymnasien für musterhaft hielte, sondern weil man gegen gewisse parlamentarische Strömungen und Zeitmeinungen nicht mehr Widerstand zu leisten wagt. Diese parlamentarischen Einflüsse auf das Schulwesen werden wohl noch eine Weile zunehmen, nicht bloß gegen die Wünsche Baihingers. Man darf sich nicht darüber wundern, wenn Parlamente die ganzen Justizgesetze verstehen und verbessern, warum sollten sie nicht auch glauben, über die Lehrpläne der höhern Schulen ein maßgebendes Urteil zu haben?

Wenn Baihinger im Gegensatz zu der populären Strömung die Berechtigung der Gymnasien in einer Reihe von Lesern wieder befestigt, so sind wir dafür dankbar, auch wenn wir die Begründung seiner These nicht für haltbar erachten. Wir sind aus Gründen, die nirgends der Naturwissenschaft angehören, der nüchternen

Ansicht, daß allerdings die Schüler, die ihre Bildungsperiode auszudehnen in der Lage sind, am besten thun, die Gymnasialbildung zu suchen, und daß sie nur dann unsre Gegenwart gründlich zu verstehen und auf sie einzuwirken im Stande sind, wenn sie mit der griechisch-römischen Kultur, der christlichen Kulturgeschichte und den modernen Naturwissenschaften vertraut sind. Inwiefern gewisse Stücke in dieser Kulturforderung aufgeopfert und durch andre Mehrleistungen bis zur Unschädlichkeit ersetzt werden könnten, wäre noch zu erörtern, aber wir fühlen keinen Beruf, darauf einzugehn, ebenso wenig auf die Bildung des gemeinen Mannes und die Art hinzuweisen, wie auch diese einem vernünftigen Ideal entspricht.



Litteratur

Ueber Ad. Harnacks Dogmengeschichte. Vortrag, gehalten im badischen wissenschaftlichen Predigerverein von Dr. H. H. Wendt, Professor der Theologie in Heidelberg. Göttingen, 1888

Von dem bedeutenden Werke Harnacks ist in den Grenzboten schon geredet worden, ebenso von dem „Fall Harnack.“ Der obige Vortrag des Professor Wendt mutet seinen Zuhörern und Lesern eine bedeutende Anstrengung des theologischen Denkens zu. Sie werden dafür in die Methode Harnacks einigermaßen eingeführt und namentlich in die etwas schwierige Partie, wie sich die Einwirkung hellenischer Philosophie auf die Bildung der Lehre von Christus geltend gemacht hat, wo sich eine Reaktion dagegen zeigt und wie am Ende des Zeitraumes alte paulinische Elemente in Augustin umgestaltend auftreten, ohne doch gleichmäßig verarbeitet zu werden. Diese förderlichen Erörterungen gehen von einem Standpunkte aus, der durchweg dem Standpunkte Harnacks verwandt ist.

Reformationgeschichte der Stadt Herford. Von Prof. Dr. L. Hölscher. Göttersloh, Bertelsmann, 1888

Ein gut geschriebener Beitrag zur Geschichte der norddeutschen Reformation. Große Kämpfe hatte die Stadt Herford nicht dabei durchzumachen, aber es ist interessant, zu sehen, wie das Neue unaufhaltsam durchbricht. Auch die Korrespondenz zwischen den evangelisch gesinnten und den Wittenbergern (seit 1520) ist wertvoll. Der Anhang giebt die sehr selten gewordne Kirchenordnung Herfords in einem Abdruck von 1534 in niederdeutscher Sprache wieder. Forscher in der Kirchen- und Schulgeschichte werden sich diesen Anhang nicht entgehen lassen.

Studien zu La Rochefoucaulds Leben und Werken. Von H. Georg Nahstede. Braunschweig, C. A. Schweschte & Sohn (C. Appelhaus), 1888

Raum eine Periode der Litteratur liegt den heute lebenden so fern, als das gepriesene Zeitalter Ludwigs XIV., „des Großen,“ wie die bewundernde Mitwelt sagte, ohne daß die Nachwelt Lust gezeigt hat, die Benennung zu bestätigen. Ein Jahrhundert lang haben die Schöpfungen des französischen Klassizismus in Poesie und Prosa die europäischen Litteraturen vorbildlich und gesetzgebend beherrscht, im